

Setzt Liu Xia endlich wieder in Freiheit!

Ein Appell an China zur Aufhebung der Repressionen gegen die Ehefrau des Friedensnobelpreisträgers Liu Xiaobo.

Von Bei Ling, Peter Eglund und Per Wästberg

Hat Liu Xias Unglück begonnen, als dem inhaftierten Liu Xiaobo am 8. Oktober 2010 der Friedensnobelpreis verliehen wurde? Seine Ehefrau steht seither unter Hausarrest, es sind nun schon mehr als drei Jahre.

Die letzte Nachricht, die wir von Liu Xia haben, ist eine Szene, die sich vor ihrem Haus abgespielt hat: Anfang Oktober 2013 kamen mehrere Freundinnen zu ihrer Wohnung in Peking im Bezirk Haidian. Der Wohnblock wird scharf bewacht, sie konnten nur bis zu einer Absperrung vordringen. Eine von ihnen rief laut: „Liu Xia!“ Liu Xia hörte wahrscheinlich diesen Ruf, sie öffnete jedenfalls ein Fenster und schaute herab. Eine Freundin winkte und rief: „Wie geht es Xiaobo?“ Liu Xia antwortete schluchzend: „Xiaobo geht es von unserer Familie am besten.“ Dann weinte sie nurmehr. Die Freundinnen wurden von Polizisten abgedrängt und konnten nicht zu ihr gelangen.

Diese einfache, erschütternde Antwort deutet sehr viel an. Liu Xia ist die Ehefrau eines der bekanntesten politischen Gefangenen unserer Zeit. Am 26. Mai 2010 wurde Liu Xiaobo aus dem Untersuchungsgefängnis Nr. 1 in Peking ins Gefängnis von Jinzhou in der Provinz Liaoning verlegt, für den Rest seiner elfjährigen Haft. Liu Xia darf ihn einmal im Monat besuchen, das Gefängnis liegt etwa fünfhundert Kilometer nördlich von Peking. Sie fährt „in Begleitung“, ein amtliches Fahrzeug wird gestellt. Gelegentlich erfolgt die Fahrt mit dem Zug, zur Überwachung wird dann ein ganzes Abteil reserviert.

Meistens fährt sie am Monatsende. Trotz der langen Anfahrt darf sie ihren Mann jeweils nur für eine halbe Stunde sehen. In den ersten beiden Jahren war es nach unseren Informationen so, dass sich die beiden am Anfang umarmten und dann unter den Augen der Beamten an einem Tisch saßen und miteinander redeten.

Seit mehr als einem halben Jahr jedoch darf Liu Xia zwar immer noch einmal pro Monat zu ihrem Mann, aber ihre Gespräche werden schärfer überwacht und sehr oft unterbrochen. Abgesehen von seinem und ihrem Gesundheitszustand, gibt es nicht viel, worüber die beiden miteinander sprechen dürfen.

Schon seit mehr als zwei Jahren darf Liu Xia ihrem Mann keine Briefe direkt überreichen. Zuerst ging das noch über seinen Rechtsanwalt, aber heute wird er nicht mehr zu Liu Xiaobo vorgelassen. Im



Liu Xia, geboren 1959, steht seit mehr als drei Jahren unter strengem Hausarrest in Peking, hier fotografiert kurz zuvor, im Sommer 2010.

Foto Bill Smith

Herbst 2012, als dem chinesischen Schriftsteller Mo Yan der Nobelpreis für Literatur zugesprochen wurde, wollte Liu Xia ihrem Mann, der früherer Literaturkritiker war, diese Nachricht überbringen. Aber als sie den Namen „Mo Yan“ über die Lippen brachte, wurden die beiden sofort unterbrochen. [„Mo Yan“ ist ein Pseudonym und bedeutet ungefähr „Sprich nicht“, „Keine Worte“ oder auch „Reden wir nicht darüber“, Anm. d. Übers.] Demnach weiß der inhaftierte Liu Xiaobo immer noch nicht, dass Mo Yan den Nobelpreis 2012 erhalten hat, und er durfte auch nicht erfahren, dass Liu Xias jüngerer Bruder Liu Hui, der seine Schwester versorgt hatte und zumindest in geringem Maß immer wieder Informationen über

die beiden weitergeben konnte, am 16. August 2013 wegen „Wirtschafts Betrugs“ ebenfalls zu elf Jahren Haft verurteilt worden ist.

Liu Xia darf ihre Eltern, die schon recht alt sind, jede Woche einmal besuchen. Dorthin gebracht und zurückbefördert wird sie in einem amtlichen Fahrzeug. Daheim sieht sie nun auch oft ihre Schwägerin, deren Mann seine lange Gefängnisstrafe abzusitzen hat.

Liu Xia leidet an einer Herzkrankheit, sie hat oft starke Schmerzen, aber sie darf nicht einfach einen Arzt ihres Vertrauens aufsuchen. Sie weiß nicht genau, wie es ihr geht, und bekommt keine ihrer Erkrankung entsprechende Behandlung. Außerdem will sie nicht essen, nicht nur aus

Appetitlosigkeit, sondern auch aus Abscheu. Sie kann nur immer wieder lesen und rauchen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Unlängst hat die Polizei Liu Xia offiziell mitgeteilt, dass sie in China keine Ausstellungen veranstalten darf. Liu Xia ist Künstlerin und Fotografin. Sie hat ungefähr zwei Dutzend ihrer Ölgemälde bei Freunden versteckt. Telefon und Handy kann sie schon lange nicht mehr benutzen, sie hat auch keinen Internetzugang. Es bleibt ihr nur, ans Fenster zu treten, Tag für Tag durch alle Jahreszeiten, und Ausschau zu halten, ob ihr vielleicht jemand zuwinkt.

Liu Xiaobo wurde schon dreimal vom Staat ins Gefängnis geworfen, zudem wur-

de er längere Zeit „zur Überwachung“ an einem anderen Ort festgehalten. Seit dem 8. Dezember 2008 ist er wieder in Haft, und im Jahr darauf wurde er wegen „Anstiftung zum Sturz der Regierungsgewalt“ zu elf Jahren Gefängnis verurteilt, dazu kommen noch zwei weitere Jahre Entzug der politischen Rechte.

1998 hat Liu Xia die folgenden Zeilen geschrieben (sie musste damals immer wieder in den Nordosten fahren, um Liu Xiaobo während seiner zweiten Haftzeit zu besuchen): „Der pfeifende Zug ins Lager / fährt über meinen Körper, / aber ich kann deine Hand nicht ergreifen.“

Am 23. April 2013 durfte Liu Xia der Gerichtsverhandlung gegen ihren Bruder beiwohnen und gewann dadurch für kur-

ze Zeit etwas Bewegungsfreiheit. Damals sagte sie: „Wenn die Leute sagen, ich sei frei, dann sagt ihnen, dass ich keineswegs frei bin.“ Seit Juni 2013 steht sie abermals unter Hausarrest, ihr geistiger und ihr körperlicher Zustand verschlechtern sich, sie verliert die Fähigkeit, sich irgendwie mitzuteilen.

Die einzige Videoaufnahme, die wir von Liu Xia haben, wurde zum fünfzigsten Jahrestag des Komitees für inhaftierte Schriftsteller beim Internationalen PEN-Club angefertigt. Am 29. September 2010 wurde dieses Video bei einer PEN-Veranstaltung in Japan unter dem Motto „Auf zur Freilassung von Liu Xiaobo“ vor mehr als tausend Zuschauern gezeigt. Wir sahen Liu Xias bleiches, ausdrucksloses Gesicht im Scheinwerferlicht. Ihre Stimme war sehr leise und schleppend, es herrschte auf einmal drückende Stille im Saal, die alle Teilnehmer zum Schweigen brachte. Am Ende sagte Liu Xia: „In den drei Jahren seiner Lagerhaft vom 8. Oktober 1996 bis zum 8. Oktober 1999 habe ich Xiaobo mehr als dreihundert Briefe geschickt. Er hat mir zwei bis drei Millionen Zeichen geschrieben. Aber meine Wohnung wurde immer wieder durchsucht, es ist fast alles verschwunden, was er zu Papier gebracht hat. So ist unser Leben.“

Liu Xia ist in extremer Gefahr. Ihre schlimme Lage wird trotz der internationalen Aufmerksamkeit für ihren inhaftierten Ehemann übersehen. Sie leidet unter Depressionen und verliert ihren Lebenswillen. Liu Xiaobo soll erst 2020 freikommen, und wir fürchten, dass sie nicht so lange warten kann. Liu Xia braucht dringend Hilfe.

Wir appellieren an die chinesische Regierung, Liu Xia sofort und bedingungslos ihre Freiheit zu gewähren. Das bedeutet, dass sie telefonieren darf, dass sie Briefe und Faxe senden und empfangen kann, dass sie Zugang zu E-Mail und Internet hat. Sie soll in Freiheit einkaufen gehen können oder auch auswärtig essen und jederzeit ihre Eltern und Freunde besuchen dürfen. Sie soll die Freiheit haben, jederzeit einen Arzt ihrer Wahl aufzusuchen. Sie soll die Freiheit haben, mit ihrem Ehemann in brieflichem Kontakt zu bleiben. Und sie soll das Recht erhalten, an Ausstellungen in China und weltweit teilzunehmen und sie nach eigenem Gutdünken mitzugestalten.

Liu Xia ist kein politischer Häftling, sie ist nur die Ehefrau eines politischen Gefangenen. Wir appellieren an die internationale Gemeinschaft, sich bei jeglichem Kontakt mit der Regierung Chinas dafür einzusetzen, dass Liu Xia die ihr zustehenden staatsbürgerlichen Rechte sofort wieder gewährt werden. Wir wenden uns an alle Menschen auf der Welt und bitten darum, sich so viel wie möglich um Liu Xia zu kümmern und für sie einzutreten, bis sie die Freiheit endlich zurück erhält!

Aus dem Chinesischen von Martin Winter.

Bei Ling ist chinesischer Exiljournalist und Präsident des Independent Chinese PEN Centre.

Peter Eglund ist Ständiger Sekretär der Schwedischen Akademie.

Per Wästberg ist Präsident des Nobelkomitees für Literatur und Ehrenpräsident des Internationalen PEN.

Diese Arabesken haben es in sich

Vom süßen Morgenrot zur glutheißen Fabrik: Frankfurts Goethemuseum zeigt vieldeutige Schlüsselbilder der deutschen Romantik

Arabeske – nur noch selten taucht das Wort im allgemeinen Sprachgebrauch auf. Dann bezeichnet es meist Randständiges oder Abwegiges, bestenfalls die Dreingabe zum Hauptgehalt einer Aussage oder eines Kunstwerks. Vor zweihundert Jahren war es umgekehrt: Der deutschen Romantik, die in Kunst und Leben das Unterste zuberst kehren wollte, war die Arabeske ein zentrales Motiv. Das zeigt die Ausstellung des Frankfurter Goethemuseums unter dem Titel „Die Verwandlung der Welt“, und man hat folgerichtig das 1810 entstandene, „Nachtigallengebüsch“ betitelt Putten- und Pflanzengerank des Malers Philipp Otto Runge als Plakat gewählt.

Mit Erfolg: Auf allen Litfaßsäulen besteht Runges delikates Farben- und Formenspiel mühelos die Konkurrenz zu den grellen Werbeeffekten unserer Zeit. Pompeji-Liebhaber werden in dem Changieren von schwarzem Hintergrund, moosgrünen Schlinggewächsen und perlmuttern schimmernden Leibern die Erotien, Faune und Mänaden wiedererkennen, die 1764 an den Wänden der sogenannten „Villa des Cicero“ entdeckt und tausendfach in den Schlössern des Adels und den Salons des Großbürgertums reproduziert wurden. Heute haben ihnen die beiden Putten, die auf Raffaels Sixtinischer Madonna so entzückend am unteren Bildrand lächeln, den Rang abgelassen. Doch wer weiß – vielleicht werden am Ende der geplanten Arabesken-Tournee (nächste Station ist die Hamburger Kunsthalle) auch Runges Putten Poster, T-Shirts und Kaffeetassen erobert haben.

Einen ähnlich zweifelhaften Aufstieg wie Raffaels Lausbuben im 20. Jahrhundert erlebten im 19. Jahrhundert die Gestalten der romantischen Arabesken. Inspiriert

von pompejanischen Fresken, den Ornamentorgien in Raffaels Stenzen des Vatican, Dürers papierernen Ehrenportalen für Kaiser Maximilian I. und den namengebenden Dekorationen der seinerzeit populären arabisch-maurischen Kunst, blieben die romantischen Arabesken nur kurze Zeit exklusiv: Von neueren Drucktechniken rasend schnell verbreitet, wuchs das Gewimmel der geheimnisvollen allegorischen Figuren zu einer Heerschar des Kitschs, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts süßliche Bilderbücher, Erbauungsblätter, Kalender und Fließbandbilder füllte.

Besucher werden sich aus Kindertagen an diese Geschmacksverirrungen erinnern, die manchmal noch an den Wänden unserer Großeltern hingen. Das ist eine Hürde, die das Goethe-Museum überwinden muss. Es gelingt ihm nicht immer, aber wenn, dann glänzend: Fasziniert bleibt

man zum Beispiel vor einem Gedenkblatt des legendären Menzel stehen, das er 1869 zum fünfzigjährigen Jubiläum der Berliner Metallfirma Heckmann schuf. Amüsiert von einer äußerst vollbusigen, im Stil der damaligen Wagnerheroinnen posierenden Allegorie des Metallgusses, gelangweilt vom nekischen Gewusel üppiger Rosengärten und pausbäckiger fetter Putten, entdeckt man beim zweiten Blick die beiden Hintergrundszenerien: verkrümmte Arbeiter, die in dampfenden Höllen flüssiges Metall bearbeiten. Sechs Jahre später sollte Menzel mit seinem gadenlos realistischen Gemälde „Das Eisenwalzwerk“ Sensation machen. Im Heckmann-Blatt ist schon alles angelegt – die Würdigung des Proletariats, die Anklage, die Unbestechlichkeit.

Menzels irritierende Umkehrung von Haupt- und Nebenmotiv kennzeichnet schon die Werke des Malergeniees der Romantik, Philipp Otto Runge. In seinen bis

heute bekannten Zyklen „Vier Zeiten“ ersticken oft die zentralen Figuren fast unter dem Beiwerk aus allegorischen Pflanzen, Putten und Symbolen. Was als Triumph einer künftigen neuen Welt des Friedens und der Harmonie dank Runges virtuoser Kunst die Mitte allein füllen könnte, wird umringt oder eher schon getarnt von wuselnden kryptischen Bedeutungsträgern.

Kommt darin der damalige Zwiespalt von romantischem Freiheitsdrang und biedermeierlicher Genügsamkeit zum Ausdruck? Das bipolare Verhältnis von Reaktion und Reform? Sind diese Gemälde, Zeichnungen, Buch- und Gedichtillustrationen Aufrührer oder Duckmäuser, Intriganten oder Narkotikure?

Eines ist gewiss: Eingehender betrachtet, entfalten selbst viele der vordergründig possierlichen oder rührseligen Arabesken sich die Bildkompositionen Achim von Arnims und Clemens Brentanos für „Des

Knaben Wunderhorn“, aber auch Adolph Schroedters Illustrationen zu Don Quijote oder die des Peter Cornelius zu Goethes „Faust“ mitunter eine Dämonie, die es mit Meisterwerken der „Schwarzen Romantik“ eines Füßli oder Blake aufnimmt.

Die Doppelnatur des Menschen, die große Entdeckung der Romantik, findet auch hier ihre Gestalt; versteckte schlüpfrige Gesten und laszive Posen sprechen von unterdrückten Trieben, Fratzen entlarven das Teuflische im Menschen, bizarre Dornengeflechte, monströse Felsengebilde und tückisch belebte Pflanzen bieten die Welt als dämonischen Irrgarten dar.

Auch deshalb mündete die Arabeske nicht durchweg im Kitsch der Kunstfabriken. In den heute zur frühen Moderne zählenden Werken eines Kaulbach, Van de Velde oder Menzel lebte sie, wie die Ausstellung bezeugt, fort. Und es braucht nicht unbedingt Cineastentum, sondern nur ein waches Auge, um über die Ausstellung und deren These von der „Geburt des Comic aus dem Geist der Arabeske“ hinaus in einigen besonders bizarrerren des Cornelius, Schroedter oder Moritz von Schwind die Nosferatus und Caligaris des expressionistischen Stummfilms zu entdecken.

Eine intime fesselnde Ausstellung. In ihr steckt natürlich auch das Kalkül, den Wunsch des Goethe-Museums nach einem zusätzlichen Romantikmuseum zu bekräftigen. Man merkt die Absicht und ist nicht verstimmt. Denn eindrucksvoller und zwingender hätte dessen Daseinsberechtigung kaum vor Augen geführt werden können. DIETER BARTETZKO

Verwandlung der Welt. Die romantische Arabeske. Goethemuseum Frankfurt; bis 28. Februar. Der ausgezeichnete Katalog kostet 35 Euro.

Reich des Kung-Fu

Vater der Shaw Studios gestorben

Der legendäre Hongkonger Filmproduzent Sir Run Run Shaw, Pionier des chinesischen Kinos und Erfinder des Kung-Fu-Genres, ist tot. Der Medienmogul und Milliardär wurde 106 Jahre alt. Hongkongs Regierungschef Leung Chun Ying würdigte Shaws Verdienste um die Unterhaltungsindustrie sowie sein karitatives Engagement. Wegen seiner Unterstützung für das Rote Kreuz war Shaw 1977 zum britischen Ritter geschlagen worden. 1907 im chinesischen Ningbo geboren, hatte Shaw 1927 mit seinem Bruder Runme seine erste Produktionsfirma in Shanghai gegründet, bevor er nach Hongkong und Singapur umzog. Seit seiner Gründung produzierte das Shaw Brothers Studio rund tausend Filme, darunter „Die 36 Kammern der Shaolin“ und 1982 „Blade Runner“ von Ridley Scott. Das Studio produzierte vorwiegend chinesischsprachige Filme. Aus ihm kamen aber auch Regisseure wie John Woo, die internationalen Ruhm erlangten. F.A.Z.

Lesen lernen!

Zum Tod von Irina Korschunow

Ein Zauberbuch, das man nicht lesen kann, ist ein ewiges Versprechen: Nutzlos in der Gegenwart, allmächtig in der Zukunft, weiß der Vater der Wawuschel-Familie und müht sich darum mit einer gefundenen Fabel ab, um endlich lesen zu lernen. So beginnt das 1967 erschienene Erfolgskinderbuch „Die Wawuschel mit den grünen Haaren“ der 1925 geborenen Journalistin und Schriftstellerin Irina Korschunow, und wie sie im Rahmen einer spannenden, später fortgesetzten und verfilmten Geschichte ihren jungen Rezipienten ohne allen pädagogischen Eifer den heißen Wunsch einflößt, lesen zu lernen, ist ebenso listig wie effizient. Ihre Bücher wurden millionenfach verkauft, Ehrungen erhielt sie en masse. Irina Korschunow starb, wie erst jetzt bekannt wurde, auf den Tag genau 88 Jahre alt, am 31. Dezember. spre



Wer ist wichtiger? Philipp Otto Runges „Arions Meerfahrt“ stellt 1809 Schwäne, Knaben und Blüten vor den antiken mondbeschiedenen Sängern.

Foto Museum